

Es ist ja beileibe nicht so, dass die Corona-Krise nur Verlierer und Verluste kennt. Großkonzerne wie Apple, Amazon oder Google verzeichnen enorme Gewinne, die Digitalwirtschaft boomt wie noch nie, und wer auf dem Feld der elektronischen Kommunikationssysteme ohnehin unterwegs ist, wird einen wahren Innovationschub erleben. Grund dafür – seine innere Antriebskraft quasi – ist ein sozialer Kurzschluss, wie wir ihm derzeit ausgesetzt sind: die Suspendierung von physischer Präsenz im öffentlichen Raum.

Es gibt sichere Indizien dafür, dass diese Enthaltensregeln sinnvoll, nein überlebensnotwendig sind, und ich gehöre ganz und gar nicht zu denen, die das leugnen und unter den Generalverdacht einer Demokratieabschaffung stellen. Eher droht uns Demokratieabschaffung durch ebenjene Technologien, die sich so exzellent dafür anbieten, eine virtuelle Brücke zu schlagen und den Abriss an Kontakten wieder aufzuheben: die unzähligen Supplementierungen im Netz, Zoom-Meetings und Live-streams, die mit der Dauer ihrer Wirkungsgeschichte den Anspruch erheben, das Original zu sein, so als wäre die materielle Welt schon verschwunden.

Nun ist sicher alles eine Frage der Gewöhnung und kollektiven Übereinkunft. Wenn sich genügend Menschen darauf verständigen können, dass eine Begegnung im Cyberspace effektiver ist als leibhaftig auf Erden und die Berührung der Computermaus schöner als die einer menschlichen Hand, dann ist das Paradies schon in Sicht – die große Verschmelzung der organischen mit der anorganischen, der biologischen mit der elektronischen Welt; die Menschmaschine, von der die Wissenschaft lange schon träumt, um dem Tod ein Schnippen zu schlagen. Das Pathos vom Fortschritt ist den modernen Gesellschaften eingeschrieben wie ein Gesetz der Natur. Erstaunlich hingegen, dass sich Fortschritt stets technizität definierte, nach Wachstum, Leistung und Geschwindigkeit anstatt als soziale Transformation und subjektives Wohlbefinden der Bürger einer Gemeinschaft. Primär geht es immer um Mehrwert und Gewinn, gleichviel, auf wessen Kosten, und so wird verherrlicht, was produktiv im Sinne von wertsteigernd ist.

Doch relevanter als die Frage, wie sich etwas rechnet, ist wohl die, was sich woraus ergibt. Nicht der Nutzen allein, sondern seine Verhältnismäßigkeit zu den Schatteneffekten, die jedem System unterlaufen – und das umso mehr, je tiefer sie sich in die Ökologie des alltäglichen Lebens einschreiben –, sollte Maßstab für Entscheidungen sein. Dabei geht es nicht um Maschinenstürmerei wie im frühen Industriezeitalter, sondern um eine Evidenz der Dispositive, die sich um die Maschinenparks herum bewegen, um das der Sprache entzogene Feld der Leerstellen und Aporien, um die Summe schließlich, die entsteht, wenn man vom Mehrwert wieder abgezogen hat, was in den Bilanzen nicht mehr erscheint. Das große Geschäft mit der Abwesenheit, wie es für einige grandios zu Buche schlägt, ist wohl geeignet, die Wunderwelt der Technik auch einmal in Frage zu stellen und ihre vorgebliche Kontaktzerlegung dadurch zu bezweifeln, dass Kontakt ja gerade nicht entsteht; vielmehr entsteht die Illusion von Kontakt, das virtuelle Surrogat.

Oder haben wir uns schon gewöhnt daran, dass anstelle von tatsächlichem Publikum die Videoschleifen klatschender Massen ins Bild gezoomt werden, die an anderen Orten einmal gedreht und archiviert worden sind – vergleichbar mit den Lachsalven aus dem Off in amerikanischen Comedyserien, die Menschen im Raum simulieren? Gut, wir können jetzt nicht



Ist die Berührung der Computermaus schöner als die einer menschlichen Hand? Gegen Abstandsregeln kämpfen selbst Götter vergeblich. Foto Michelangelo/ AKG/Bearbeitung F.A.Z.

anders, als die elektronischen Krücken ergreifen und wie Gespenster im Jenseits miteinander reden. Besser als nichts, könnte man meinen. Aber stimmt es auch? Oder sind die kommunikativen Verluste am Ende nicht größer als der Gewinn, zumindest dort, wo es um mehr geht als um Zahlen und Fakten?

Jedes Gespräch besteht nur zu einem Teil aus verbalisierter Nachricht und Wortwörtlichkeit. Ebenso tragen außersprachliche Effekte zur Verständigung bei, müssen Inhalte gedeutet und in einen Kontext eingepasst werden, der selbst nicht mehr sprachlich verfasst ist. Raum, Kleidung und Geste werden zu Bedeutungsträgern, die Art und Weise, wie etwas vorgetragen wird, lenkt das Verständnis vom Inhalt, eine Pause im Sprechakt kann einen Sinn betonen oder verlieren und so weiter. Es gibt unzählige einander bedingende wie konkurrierende Zeichensysteme, die alle in einem Gespräch aufgerufen und verarbeitet werden. Am Ende entsteht ein Mitteilungsbild, das sich aus unzähligen Signalen herausgebildet hat und nicht mehr rückübersetzbar auf eine monokausale Aussage ist. Je psychogener, individueller und inkommensurabler die Inhalte werden, über die wir uns verständigen wollen, desto größer werden die Anteile der Interpretation. Wir ahnen mehr, als wir verstehen, wir glauben mehr und investieren Vertrauen, als wir tatsächlich bestätigen können.

Daraus folgt, dass mit jeder Komplexitätssteigerung der Inhalte, die überbracht werden sollen, die Medien ihrer Vermittlung differenzierter werden. Das Internet aber vereinfacht, es führt auf einen Binärcode zurück, der alle Substanzpartikel in eins oder null packt, nur ja oder nein kennt. Die menschliche Existenz aber stellt sich in einer dauernden Ambiguität dar, sie ist ein intrapsy-

Die große Abwesenheit

Erfahrungen und Überlegungen eines Schriftstellers im Lockdown

Von Kurt Drawert

chisches System oft gegeneinander gerichteter Impulse und Interessen, Intentionen und Ideale gebunden, das seine eigene Homöostase erzeugt; und sie verfügt über einen autonomen biologischen Takt, der mit der Fließgeschwindigkeit des Netzes, in der Zeit aufgelöst wird, niemals synchron werden kann – oder synchron mit den Folgen etablierter Symptome, die sich zur Psychose bewegen. Ohne die enormen Verdienste der Technik auszublenken, die sie nachweisen kann, muss man sich doch immer auch ihre Prothesenhaftigkeit vor Augen führen, wenn es um imaginäre Erfahrungen geht, ihre Grenzen beschreiben, die für sinnliche Wahrnehmungsinhalte nicht mehr offen sind.

Noch deutlicher wird es, wenn wir uns auf dem Feld von Kunst und Literatur bewegen, wo ohne Polyvalenz und Intentionenüberschneidung gar nichts mehr erfasst werden kann. Immer wieder, sobald die Gelegenheit habe, Literatur zu analysieren, fasziniert es mich, wie poetische Aussagen erst im Widerspruch von Form und Inhalt, Semantik und Syntax

entstehen, wie sich Worte von ihrer Bezeichnung lösen und metaphorisch werden, wie Sprache zur Figur wird und das Sprechen zum Gesprochenen, wie sich Sinnspuren bilden und wieder verlöschen, wie die ganze linguale Architektur zu einer Nachformung des Körpers wird, der sich zur Schrift gebracht und in ihr dargestellt hat. Was hier die literarische Sprache vermag, nämlich Wahrheit als einen Komplex von Gegensätzen zu erfassen, entspricht ganz der Natur menschlicher Kommunikation, die sich selten eindeutig festlegen lässt und erst in der Synthese aller Teile zur Aussage wird.

Jeder Schauspieler, der sein Fach gut versteht, arbeitet mit nichts anderem als damit, Körper- und Textsprache in einen Antagonismus zu bringen, um die Person im Konflikt vorzuführen. Immer ist der ganze Raum beteiligt, wenn es um die Übertragung subjektiver Inhalte geht, die erst noch gedeutet und dekodiert werden müssen. Aber wo sind die Metaphern des Raumes auf einem Monitor?

Sehe ich die nervös am Hemdsärmel nestelnden Finger oder das leichte Zittern der Beine, während eine ruhige Stimme ihren fertigen Satz spricht? Habe ich einen atmosphärischen Eindruck, Gerüche, Tonspuren, Bilder zweiten und dritten Grades, die eine neue Bedeutung eröffnen? Allenfalls rasen ein paar Werbebanner am überreizten Auge vorbei und fragmentieren das ohnehin schon fragmentierte Bewusstsein. Das Internet hat keine Topologie, jedenfalls keine, die bei einer Sache bleiben und ihr Tiefe geben kann. Es kann auch kein Ort für die Schrift sein, wie es das Buch ist, wenn es in seiner materiellen Gestalt den Text kommentiert und ihm eine Aufbewahrung sichert. Die Geduldigkeit des Papiers – im Netz undenkbar.

Das alles sagt nicht, dass es nicht grandiose Leistungsmerkmale gibt, die allein das Internet bietet. Wir müssen nur die Relationalität im Blick behalten, die Möglichkeiten und eben auch Unmöglichkeiten erkennen, was und was nicht digital transportiert werden kann. Oder wir zerstören die Funktion des Imaginären und damit das Potential, das Wissen nicht nur verwaltet, sondern erzeugt. Der Mensch geht im Algorithmus der Technik nicht auf und ist stets mehr als die Summe seiner Teile. Dieser Überschuss an Substanz ist in keiner anderen Weise darstellbar als in den tradierten Formaten des Buches oder der Bühne, die über ein eigenes Raum- und Zeitkontingent verfügen und den Stoffen einen Kontext sichern.

Es ist also zu fragen, ob es immer gut und richtig ist, wenn wir Prothesen verwenden, um weiterzukommen, oder nicht auch einmal stehen bleiben und performativ nichts machen sollten. Keine Frage, dass Abläufe die Politik und Wirtschaft betreffend weiter kommuniziert werden müssen und sie sich der Instrumente bedienen, über die sie stellvertretend zur personalen Präsenz erreicht werden können. Aber sollten wir es auch dort tun, wo die Verluste größer als die

Gewinne sind? Wäre nicht auch der Verzicht eine sinnvolle Antwort, weil er die Ökonomie von Mangel und Begehren neu reguliert? Wir leiden schon genug an einer Verfügbarkeitsneurose und verstehen die Welt nicht, wenn sie einmal, wie im März dieses Jahres, kein Klopapier liefert. Auch das ein Effekt der kurzen Wege im Netz, dass alles gleichzeitig abrufbar wird, was in Wirklichkeit getrennt voneinander und fern ist.

Ich habe es selbst kürzlich probiert und ein Seminar zur Textanalyse als Zoom-Meeting abgehalten. Es war, ich muss es so sagen, recht scheußlich. Ein technisch versierter Autor hatte sich als Administrator angeboten und alle Teilnehmer/innen eingeladen, sich über einen Link ins Programm einzuschalten. Das habe sogar ich hinbekommen und war plötzlich „drin“. Aber wo? Überall sprangen kleine Fensterchen auf und meldeten sich neue Personen hinzu. Am unteren Rand lief ein Chat, in dem man seine Fragen verschriftlichen konnte. Gleichzeitig winkte irgendwo rechts eine Hand, die mitteilen wollte, dass ihr Besitzer gern etwas sagen wollte, aber gerade nicht weiß, wo er die Mikrofontaste findet. Es gab so vieles simultan zu beachten, dass die Konzentration auf einen Text, der jetzt gelesen wurde, mir geradezu unmöglich schien. Mir war, als ginge es gar nicht mehr um die Lesung, sondern allein darum, sie technisch zu realisieren, und wenn Begeisterung aufkam, dann eher nicht, weil eine Metapher so gut war, sondern weil ich es hinbekommen hatte, virtuell noch am Leben zu sein und nicht abzustürzen in jenes Schwarze Loch, das hinter allem im Internet lauert – das endlose Nichts, das dem Informationsstrom geradezu zwangsläufig folgt.

Noch irritierender als die Verwaltung der Technik als primäre Arbeitsaufgabe war die zerschnittene Körperlichkeit der mir bekannten Autorinnen und Autoren, die einmal mit einem vergrößerten Gesicht auftauchten, das indessen halbiert war, weil sie sich zu weit zur Kamera vorgebeugt hatten, dann wieder nach hinten verschwanden, so dass ich nur noch die Halspartie bis zum Oberbauch sah. Es war ein ständiger Wechsel von sichtbaren Körperrauschnitten, so wie es vielleicht auch zur Urfahrung zählt, sich selbst immer nur fragmentiert wahrzunehmen, ehe man ein inneres Bild seiner Ganzheitlichkeit hat. Dann der blecherne, manchmal gedehnte und manchmal zerrissene Ton, der die Kohärenz des Textes zerstört. Das, was die Autorenlesung sinnvoll macht, die Ströme der intimen Konflikte im Vortrag mitzuerleben, wird überformt von den Signifikanten der technischen Übertragungswege.

Kurz, es bleibt nichts übrig, und das Zuverlässigste von allem war das ausgedruckt neben mir liegende Papier, das ich auch ohne digitale Friedhofsatmosphäre hätte lesen können. Ja, wir haben uns einmal wiedergesehen, als produktive, an Literatur interessierte Gruppe – aber es war eine Begegnung im All und absolut jenseits, einander unerreikbaar bei aller Scheinbarkeit im Kontakt. Soll das nun gut sein, oder deprimiert es noch mehr? Was mir die größten Sorgen bereitet, ist die Vorstellung, dass diese Implantate, mit denen wir uns durch den Lockdown schlagen, nicht wieder abgeschafft werden. Mehr Entfremdung wäre dann nicht zu erwarten. Und das, immerhin, ist die gute Nachricht.

Kurt Drawert ist Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Dresden – Die zweite Zeit“ (Verlag C. H. Beck).

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Augustus Buchner

Der Christen Schiff-Fahrt

Unser Leben ist ein Meer,
Die Begierden sind die Wellen,
Die sich grausamlich aufschwellen
Und uns werfen hin und her.
Bricht ein Ungelücke rein,
Ist es als ein Sturm zu achten:
Unser Port, darnach wir trachten,
Ist hier Ruh, dort selig sein.
Wer ist aber Steuermann?
Unser Glaub und weise Seele.
An des starken Ankers stelle
Ziehen wir die Hoffnung an.
Christus ist der Angelstern,
Nach dem wir die Fahrt anstellen:
Fröhlich brechen wir die Wellen,
Sehen wir ihn nur von fern.
Dannoch aber hat es Not,
Daß man wohl und unverletzt
Komme durch, weil auf uns setzet
Mancher offenbarer Tod.
Wollen wir recht laufen ein,
Allem Ungemach entgehen,
Musst du Christus uns beistehen,
Schiffer, Rudel, Anker sein.

Wulf Segebrecht

Auf dass ihr wohl und unverletzt an euer Ziel gelanget

Man muss kein Christ sein, um sein ganzes Leben als eine Schifffahrt auf einem unsicheren, oft lebensbedrohenden Meer zu erfahren. Lange bevor es Christen gab, in aller Welt und bis heute, haben sich Denker und Dichter der Vorstellung einer Meerfahrt als Lebensfahrt bedient, als Denk- und Anschauungsfigur zur Positionsbestimmung, Orientierung und Selbstvergewisserung. Es geht bei diesem althergebrachten Topos der Lebensfahrt auf dem Meer zuletzt um die Frage, wohin die Fahrt geht, in welchen Zielhafen sie führt oder führen sollte, also um nichts Geringeres als um die Frage nach dem Sinn des Lebens in lebensgefährlichen Zeiten.

Mit seinem Gedicht „Der Christen Schifffahrt“ greift Augustus Buchner diese alte rhetorische Tradition auf und wendet sie auf die Christen an. Er lässt sie von Anfang an als Gruppe im Wir-Ton, gleichsam als Schiffsmannschaft, von sich selbst und ihrem Leben auf dem Schiff sprechen, von ihren Erfahrungen und Befürchtungen, Hoffnungen und vor allem von ihrem Glauben an Christus, ihren Leitstern. Sie geben ihrem Schiffsleben auf dem Meer Strophe für Strophe Sinn und Bedeutung. Sie deuten ihre Lebensumstände und nehmen sie sinnbildlich, allegorisch wahr. Alles wird ihnen zur christlichen Botschaft: der hohe Wellengang, die Stürme und drohenden Schiffsunglücke, der verlässliche Steuer-

mann, die astronomische Navigation nach dem Polarstern („Angelstern“), der Anker, die ständige Todesgefahr und die erherrte Ankunft im sicheren Hafen. Ein Grundvertrauen spricht aus solcher Betrachtungsweise. Dennoch und zuletzt sind die Christen angewiesen auf den Beistand Christi, den sie am Ende gebetsartig persönlich ansprechen: Ohne ihn kann die Lebens-Schifffahrt nicht an ein glückliches Ende kommen.

Den Dichtern der Barockzeit war der Bildvorrat des Topos der Meerfahrt als Lebensfahrt geläufig: Schiff, Wellen, Sturm, Ruder, Segel, Mast, Steuermann und Anker begegnen uns auch bei Friedrich von Logau („Die Welt ist wie das Meer“), Johann Georg Schoch, Christian Hofmann von Hofmannswaldau, Andreas Gryphius und in den zeitgenössischen Emblem Büchern. In einem uralten Adventslied („Es kommt ein Schiff geladen“), dem Daniel Sudermann 1626 seine noch heute gebräuchliche Textgestalt gegeben hat, heißt es allegorisch: „Das Segel ist die Liebe / der heilig Geist der Mast“. Dieses Lied dürfte Buchner gekannt haben.

Augustus Buchner (1591 bis 1661), der Verfasser des Gedichts „Der Christen Schifffahrt“, ist heute selbst Fachleuten weithin unbekannt. Als Professor der Rhetorik und der Poesie und als Poet lebte und wirkte er in Wittenberg. Seine Vorlesungen über die deutsche Dichtkunst

waren damals weit verbreitet und anerkannt. Er war ein frommer Lutheraner, der seine Gedichte, Reden und Briefe überwiegend in lateinischer Sprache schrieb. Einige seiner deutschen Kirchenlieder wurden in evangelische Gesangbücher aufgenommen. Aber eine Sammlung seiner deutschen Lieder und Gedichte gab es bisher noch nicht. Selbst Günter Grass, der Buchner zusammen mit den namhaftesten Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts am fiktiven „Treffen in Telgte“ – eine 1979 erschienene Hommage an die Gruppe 47 – teilnehmen ließ, konnte nur Buchners Lehrbücher, nicht seine Gedichte zitieren.

Buchners Gedicht ist ganz historisch und kann doch auch ganz gegenwärtig sein. Es irritiert schon allein durch seine uns zunächst befremdlich erscheinende Orthographie und Redeweise. Es verrät vom ersten Buchstaben an sein hohes Alter. Man muss sich Mühe geben, um seine altertümliche Rechtschreibung und einige ungewöhnlich gewordene Wörter (Rudel statt Ruder) zu entziffern und es gleichsam ins heutige Deutsch zu übersetzen – wie in unserer behutsam modernisierten Fassung geschehen. Dann aber tritt die sentenzartige Simplizität des Gedichts, sein Bekenntnis zu jederzeitiger Duldbarkeit und Glaubensstärke zutage, gefördert durch die schlichten vierhebigen jambischen Verse mit den umarmenden Reimen der sechs gleichartigen sangbaren Strophen.

Das Lied vermittelt einen Einblick in poetisch gestaltete historische Glaubensüberzeugungen, Lebensumstände und Denkweisen; es spricht in den Kriegs- und Pestzeiten des siebzehnten Jahrhunderts über Unglück und Ungemach, Leben und Tod, Verzweiflung und Zuversicht, gibt Trost und Ermutigung. Es dient, wenn man sich ihm heute zuwendet, der Überprüfung des eigenen Selbstverständnisses und fördert die Lust daran, sich distanzierend oder zustimmend einem ästhetischen Gebilde und Orientierungsmuster aus alter Zeit neu auszusetzen. Das Gedicht ist alt, aber nicht veraltet.

Wer heutzutage die lebensgefährliche Bootsfahrt beispielsweise über das Mittelmeer nach Europa auf sich nimmt, benötigt, den „offenbaren Tod“ vor Augen, viel Wagemut und Zuversicht. Er will – das ist heute nicht anders als vor vierhundert Jahren – „wohl und unverletzt“ durchkommen an sein Ziel, das ihm, auch ohne den Glauben an einen Christen-Gott, „hier Ruh / dort selig seyn“ verheißt.

Augustus Buchner: „Deutsche Gedichte“. Hrsg. von Gerd Hergen Lübben und Wulf Segebrecht. Verlag der Fußnoten, Bamberg 2020. 158 S., br., 16,80 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.